

Was das Bistum zur Heimat macht

Darf man die Überlegungen zu dem Thema „Bistum als Heimat“ mit dem etwas vorlauten Hinweis auf Phil 3, 20 beginnen: „Unsere Heimat aber ist im Himmel“? Natürlich antwortet der Apostel damit nicht auf die Frage, ob ein ordentlicher katholischer Christ seine Diözese als Heimat ansehen kann. Aber der etwas lockere Hinweis auf diese Schriftstelle soll durchaus das Stichwort „Heimat“ in unserem Zusammenhang relativieren. Wo fühlt sich ein katholischer Christ religiös-kirchlich zu Hause? So gefragt, fällt einem sicherlich nicht als erstes die Diözese ein. Eine größere Bedeutung hat ohne Zweifel für das kirchliche Alltagsleben eines Katholiken die Pfarrei. Dort, im Umfeld seines Lebensalltags, seines Freundes- und Bekanntenkreises, in der Begegnung mit der sonntäglichen Gottesdienstgemeinde erfährt im Normalfall der katholische Christ auch emotional seine kirchliche Beheimatung. Hier, in der Pfarrei, wo er getauft wurde, zur Erstkommunion ging, vielleicht sogar getraut wurde, hier, wo er die Sakramente empfängt, den Zu- spruch des Seelsorgers erfährt und vielleicht in einer kirchlichen Gruppe mit anderen zusammen aktiv ist, lebt er intensiv sein Christsein. Die Diözese tritt da vergleichsweise in den Hintergrund. Irgendwie weiß natürlich jeder wache Katholik, wie sein Bischof heißt. Und manchmal geht es ihm wie den Menschen früher in der DDR. Erst wenn die Tante aus Düsseldorf zu Besuch kam und die Vorzüge des bundesrepublikanischen Lebens pries, erwachte der Lokalpatriotismus der Sachsen oder Thüringer. Die Anfrage von außen lässt manchmal erst das Bewußtsein der eigenen Identität aufkommen, und so sind bekanntlich die Gläubigen, die der Bischofsstadt geographisch am entferntesten sind, die glühendsten Vertreter eines diözesanen Lokalpatriotismus.

Dennoch: Das Bistum ist eine für unser konkretes kirchlich-katholisches Leben wichtige Größe. Es ist nach katholischem Verständnis sogar die entscheidende Organisationsform kirchlichen Lebens. Das Bistum als Ortskirche ist theologisch der Pfarrei vorgeordnet, so wie der Organismus als ganzer der einzelnen Zelle vorgeordnet ist.

Es ist hier nicht gefordert, die ganze Theologie der Ortskirche zu entfalten, die uns das Zweite Vatikanische Konzil neu ins Bewußtsein gehoben hat. Man braucht dazu nur einmal das Kapitel 23 von „Lumen gentium“ zu lesen, in der das spannungsvolle und intensive Miteinander von Ortskirche und Gesamtkirche verdeutlicht wird. Hier ist in glücklicher Weise altes ekklesiologisches Wissen der Väterzeit wieder ans Tageslicht gehoben worden. Die Kirche ist nicht eine zentrale,

pyramidal aufgebaute Machtinstitution, sie ist vielmehr eine *Communio* von Einzelkirchen, die jede für sich die ganze Kirche vor Ort präsent macht, wobei freilich die Gesamtkirche mehr ist als nur die Summe der einzelnen Ortskirchen. Das Konzil formuliert: „In ihnen (den Teil- bzw. Ortskirchen) und aus ihnen besteht die eine und einzige katholische Kirche“ (GS 23). Gern gebrauche ich das Bild von den Spiegelscherben, die jede für sich ganz und ohne Unterschied das Licht der Sonne reflektieren, wobei erst alle Teile zusammen den ganzen, vollkommenen Spiegel darstellen. Oder man könnte auch das Bild der Ellipse gebrauchen, die aus zwei Polen konstituiert wird: Die Kirche ist zugleich episkopal und papal, sie ist sowohl ortskirchlich als auch gesamtkirchlich strukturiert, wobei eben dieses Ineinander nicht als bloße Unterordnung des lokalen unter das universale Prinzip gedeutet werden darf, als ob die Diözesen nur Verwaltungseinheiten der päpstlichen Jurisdiktion wären.

Aber diese theologischen Zusammenhänge sind andernorts schon hinreichend dargestellt und müssen hier nicht erörtert werden¹. Uns soll die Erinnerung an die konziliare Lehre von der grundlegenden Bedeutung der Ortskirche nur die Wichtigkeit des Themas unterstreichen. Was theologisch wichtig ist, sollte auch praktisch im Leben der Kirche und des einzelnen Christen eine erfahrbare Rolle spielen. Wir haben noch längst nicht die *Communio-Ekklesiologie* des letzten Konzils in der Praxis unseres kirchlichen Lebens voll verinnerlicht. Ein katholisches Selbstverständnis, das sich nur vom Pfarrgefühl her konstituiert, steht in der Gefahr, ins Sektiererische abzuleiten; umgekehrt gilt, daß sich unser Katholischsein nicht nur an der Zugehörigkeit zur Weltkirche ausrichten darf; da besteht die Gefahr eines zentralistischen Mißverständnisses von Kirche, in der sozusagen die Kommandogewalt des Papstes nur nach unten durchgestellt zu werden braucht. Beides sind Extreme, die in das theologische Abseits führen (und als solche gar nicht so fern der gegenwärtigen kirchlichen Situation, in der sich selbsternannte Reformer der Kirche eifrig „von unten“ und „von oben“ her artikulieren).

Es ist also keine bloße Gedankenspielerei, wenn wir fragen: Wie kann sich ein Katholik in seiner Diözese zu Hause fühlen? Wie wird für ihn die Diözese zur Heimat? Dieses Thema ist auch für mich als Bischof in Thüringen, bislang ein treuer Verwalter der von Fulda und Würzburg abgetrennten Diözesanteile, nicht allein rein akademischer Natur. Wie kann und soll sich das Prinzip „Ortskirche“, wie es uns das Konzil neu ins Bewußtsein gehoben hat, in der derzeitigen konkreten Situation in unserem Raum Geltung verschaffen? Einfach durch eine Rückkehr zu den vor dem Krieg gegebenen Verhältnissen? Das sind nicht einfache Fragen, die einer sorgfältigen Prüfung und Abwägung bedürfen, zumal sie sich eben auch mit emotionalen Argumenten verknüpfen, die ja wohl auch eine gewisse theologische Bedeutung haben, eben insofern sie das „Heimatgefühl“ der Gläubigen berühren, um das es uns nun gehen soll.

Ich möchte meine Überlegungen gliedern anhand einer Aussage aus dem Dekret

des Konzils über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche „Christus Dominus“. Dort heißt es in Nr. 11: „Die Diözese ist der Teil (portio, nicht: pars) des Gottesvolkes, der dem Bischof in Zusammenarbeit mit dem Presbyterium zu weiden anvertraut wird. Indem sie ihrem Hirten anhängt und von ihm durch das Evangelium und die Eucharistie im Heiligen Geist zusammengeführt wird, bildet sie eine Teilkirche (ecclesia particularis), in der die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche wahrhaft wirkt und gegenwärtig ist.“

Wir haben hier gleichsam eine Kurzdefinition des Begriffs Ortskirche vor uns. Wir sollten uns einmal anhand dieser Aussagen einige Grunddaten vergegenwärtigen, die für das Thema „Bistum als Heimat“ wichtig sind. Ich greife drei Stichworte dieses Textes heraus und gliedere danach meine Überlegungen: 1. „Zusammenführen“. Bistum wird zur Heimat, wenn dort die Gemeinschaft der Kirche als Gottesvolk einer Region in Raum und Zeit für den einzelnen und für die Öffentlichkeit erfahrbar wird. 2. „Dem Bischof anhängen“. Bistum wird zur Heimat, wenn in ihr die personale Grundstruktur von Kirche erlebbar wird, nicht allein in der erfahrbaren Präsenz des Bischofs, sondern auch in der personal-familiären Weise des Miteinanders aller in der Kirche. 3. „Als Ortskirche wahrhaft Kirche als ganze gegenwärtig machen“. Bistum wird zur Heimat dort, wo die großen Grundaufgaben kirchlichen Wirkens in Welt und Zeit überzeugend gemeinsam angepackt werden.

Bistum als gläubige Weggemeinschaft in Raum und Zeit

Es liegt nahe, zunächst den Blick auf die Geschichte zu lenken, von der ein Bistum nachhaltig geprägt ist. Es ist schon wahr (und für bestimmte Ohren manchmal schwer verständlich): Bistumsgrenzen sind nicht nur Verwaltungsgrenzen, und die von ihr umschlossenen Gebiete und noch mehr die Menschen sind geprägt von einer oft jahrtausendealten Geschichte, die auch in der heutigen, schnellenbigen Zeit nicht einfach abgestreift werden kann.

So ist es nur folgerichtig, wenn in „Christus Dominus“ hinsichtlich der Abgrenzung von Diözesen gefordert wird, man solle auf „die Eigenheiten der Menschen und der Gegenden, zum Beispiel psychologischer, wirtschaftlicher, geographischer oder geschichtlicher Art“ achten (CD 23). Was Bistum zur Heimat macht, ist das, was zum Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen, hier der Gläubigen beiträgt. Dazu gehört eben die gemeinsame Geschichte, dazu gehört die Sprache, die Kultur, die wirtschaftliche Geprägtheit einer Region, aber eben auch staatliche Vorgegebenheiten, insofern sich diese aus Geschichte und Herkommen einer Region einsichtig machen lassen.

Nun meint natürlich das Stichwort „zusammenführen“ in unserem Konzilstext (vgl. CD 11) nicht nur ein passives Zusammengeführtwerden, sondern auch ein ak-

tives, durch das Hirtenamt aktiv befördertes Zusammenrücken der Gläubigen zu einem Wir, das dann aus sich heraus Kräfte der Glaubensbezeugung, der Gottesverehrung und der Diakonie am Nächsten entfalten kann. Das haben wir gleich noch näher zu bedenken. Hier soll nur anklingen, daß zum Heimatgefühl eines Katholiken in einem Bistum unabdinglich die Erfahrung des Zusammenkommens gehört. Mein Vorgänger im Amt, der für uns unvergessene Bischof Hugo Aufderbeck, selbst ein Seelsorger durch und durch, pflegte als ein Schlüsselwort kirchlichen Lebens das Stichwort *Congregare* zu gebrauchen. Das Gottesvolk muß zusammenkommen, nicht nur zur sonn- und festtäglichen Eucharistie, sondern darüber hinaus in den kleinen und vor allem auch großen Versammlungen, in denen der Glaube bezeugt, das Lob Gottes gesungen und über Dienst und Auftrag der Kirche in Zeit und Raum nachgedacht wird. Darum waren ihm in unserem Diasporaraum so wichtig die Etablierung von Wallfahrten, etwa der Jugend, der Männer und Frauen oder der ganzen Ortskirche im Herbst zum Erfurter Mariendom. Davon lebt eine Diözese, das prägt die Atmosphäre, das gibt einer Ortskirche Kolorit und Befestigung im Glauben. Natürlich gehören hierher noch andere Ausdrucksmöglichkeiten ekklesialen „Zusammenkommens“, nicht zuletzt auch die Konvente der Priester und kirchlichen Mitarbeiter selbst. Zu solch räumlichem und geistigem „Zusammenkommen“ können und müssen auch beispielsweise die modernen Medien beitragen, die die Gläubigen einer Region in dem beheimaten, was wir heute „Diözesangefühl“ nennen. Aber es ist meine Überzeugung, daß dieses Gefühl nicht herbeigeredet werden kann, es muß sich durch die Gegebenheiten nahelegen, durch die gemeinsame Geschichte der Menschen, durch örtliche und geistige Zusammengehörigkeit derer, die der Hirtenzorge eines Bischofs anvertraut sind.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein wenig um Verständnis dafür werben, daß unsere Erfahrungen im Osten Deutschlands in den vergangenen vier Jahrzehnten kirchlich doch sehr prägend gewesen sind. Ich habe an anderer Stelle auf solche, eben nicht nur negative, sondern auch positive geistliche Erfahrungen in der alten DDR hingewiesen². Es wäre wichtig, solche Geprägtheiten nicht einfach zu übersehen. Nach außen hin wird sich und hat sich schon vieles im Osten an die westliche Lebensart angeglichen. Aber ich meine: Unter den westlichen Textilien, die jetzt die Leute bei uns tragen, und hinter den renovierten Häuserfassaden in unseren Städten schauen noch die alten Menschen hervor, gezeichnet durch 40 Jahre trostlosen Sozialismus, verwundet durch vielerlei Verletzungen ihres Selbstwertgefühls und von teilweise lähmender Angst vor allem Neuen befallen, was sich jetzt in einer unkontrollierten gesellschaftlichen „Nachmodernisierung“ über unser Land ergießt. In dieser geschichtlichen Situation scheint es mir wichtig, kirchliche Beheimatung zu geben, in diesem Fall, zu erhalten, so risikoreich das auch angesichts vieler Unwägbarkeiten ist. Aber hier sollte nicht in erster Linie an historische Ansprüche oder bürokratische Effektivität der Verwaltung gedacht

werden (so sehr beides bedacht werden muß). Hier sollte es um das gehen, was unser Konzilstext „die Eigenheiten der Menschen und der Gegenden“ nennt, näherhin um die Frage, was in dieser Situation Kirche als Ortskirche den Menschen nahebringt, was sie Kirche erfahren und sie ihnen zur Heimat werden läßt.

Bistum als Heimat heißt ja nicht Abgeschlossenheit und Abgrenzung. Wir stehen beim europäischen Einigungsprozeß vor ähnlichen Fragen. Die Einigung Europas wird wohl letztlich nur gelingen, wenn es zu einer Integration der vielfältigen und recht unterschiedlichen Regionen im europäischen Haus kommt. Europa kann und wird es nicht geben auf Kosten der regionalen Eigenheiten, die nun einmal zur Ausprägung unseres Menschseins gehören. Irgendwo las ich einmal, der Dialekt sei die eigentliche Sprache des Menschen, das Hochdeutsche sei letztlich eine Kunstsprache, in der man seine eigentlichen Gefühle und Befindlichkeiten meist weniger gut und klar ausdrücken kann wie in dem heimatlichen Dialekt. Ob es nicht auch so etwas wie „Diözesandialekte“ gibt?

So ähnlich wie mit dem Europa der Regionen ist das wohl auch mit der Zulassung unserer kirchlichen Regionalisierungen, die nicht als ein Gegeneinander, sondern als ein Miteinander in Pluralität und eben darum in Verbundenheit und natürlicher Gemeinsamkeit verstanden werden müssen. Weggemeinschaft im Glauben schließt Schicksalsgemeinschaft in Raum und Geschichte ein, und die Zulassung solcher Gemeinschaft schafft Beheimatung – und: Offenheit für Nachbarn und Freunde, die im Haus der großen deutschen katholischen Kirche mit uns solidarisch wandern.

Bistum als Ort gelebter Glaubensfamiliarität

Mit diesem Stichwort möchte ich aus „Christus Dominus“ Nr. 11 die Worte aufgreifen: Das Gottesvolk soll „dem Bischof (als dem Hirten) anhängen“. Hier muß ich sicherlich sehr vorsichtig argumentieren, weil ich weiß, daß sehr schnell die Grenze zu einer unerlaubten Vereinnahmung der Gläubigen durch bischöfliche Wunschvorstellungen von Kirche überschritten werden könnte. Was ich dennoch zu sagen wage, ist dies: Bistümer müssen eine Glaubensfamiliarität zulassen, ohne die die Ortskirchen zu bloßen Verwaltungseinheiten einer bischöflichen Behörde werden. Noch deutlicher: An der Frage, ob die Person des Bischofs noch den Gläubigen einer Ortskirche, und nicht zuletzt auch den Priestern, wirklich präsent sein kann, und zwar real und physisch, entscheidet sich mit die Frage, ob das Bistum Heimat sein kann.

Nun will ich nicht diese Frage nach der familiären Atmosphäre innerhalb eines Bistums an der Person des Bischofs allein festmachen. Das wäre zu romantisch gedacht – und würde sicherlich auch die Bedeutung des Bischofs als Person überziehen. Dennoch ist es mir aus meiner nun schon 12jährigen Dienstzeit als Bischof

interessant festzuhalten, daß für viele Gläubige, und auch Priester und Mitarbeiter, der unkomplizierte und direkte Zugang zum Bischof etwas sehr Wichtiges ist. Natürlich weiß man um die Mitarbeiter des Bischofs, man weiß, daß da Vorgänge und Probleme ihre bürokratische Bearbeitung erfahren müssen. Aber dennoch spüre ich deutlich, daß in all dem wichtig und entscheidend ist, ob hinter der Institution Gesichter erkennbar werden, sei es der Bischof, seien es seine engeren Mitarbeiter, seien es sonst Personen, die Kirche vor Ort und in den Gemeinden repräsentieren.

Man kann zur Erhärtung solcher Erfahrungen auf die personale Grundstruktur des Glaubensvollzugs verweisen. Glauben ist immer ein „mitglauben“ mit anderen. Wir könnten nahezu sagen: Wir glauben uns einander den Glauben, die Kinder den Eltern, der eine Partner dem anderen, die Gemeinde dem Seelsorger, wir alle miteinander den Heiligen, letztlich glauben wir den Glauben Jesu Christi mit an seinen Vater, in dessen Hand auch wir uns vertrauensvoll fallenlassen können. Der Glaube hat eine ekklesiale, ja familiäre Grundstruktur. Er ist immer geteilter Glaube, und als solcher nur von Person zu Person bezeugbar, erfahrbar und mit der Gnade Gottes an Kinder und Kindeskinder weitergebar.

Hier haben wir aus der Zeit des DDR-Sozialismus eine kostbare geistliche Erfahrung einzubringen, von der ich wünschte, daß sie uns nicht in Zukunft verlorengeht: Kirche wurde von uns in der Bedrängnis der letzten Jahrzehnte nicht vornehmlich als Institution erfahren. Kirche hatte für den wachen katholischen Christen Gesichter: *den Pfarrer, den Bischof, diese konkreten Mitchristen, diese Gemeinde oder Gemeinschaft*. Ich will das jetzt nicht idealisieren. Von menschlicher Schwäche, faulen Kompromissen und nicht ergriffenen Chancen, die Gott uns katholischen Christen im Osten geboten hat, müssen wir auch reden. Auch wollen wir nüchtern mitbedenken, daß uns der politische Außendruck zusätzlich in einer „Schulterschlußgemeinschaft“ zusammengehalten hat, die wohl jetzt so nicht mehr bleiben wird. Aber allein von daher ist der familiäre Zusammenhalt der Katholiken in unseren Gemeinden und eben auch darüber hinaus in der ganzen Region Thüringen, Eichsfeld und Rhön nicht zu erklären. Natürlich kam uns dabei die Kleinheit der Verhältnisse zu Hilfe – und das ist für mich ein springender Punkt für das, was bei unserem Thema letztlich zur Frage steht: Eine Ortskirche ist nicht nur danach zu bemessen, was in ihr geschieht, sondern auch daran, wie etwas in ihr geschieht. Wie ich überhaupt meine, daß wir unseren kirchlichen Betrieb nicht als eine Art Unterstützung des lieben Gottes verstehen sollten, der gleichsam ohne uns hilflos der modernen Welt und den heutigen Menschen gegenüberstehen würde. Gott wird uns am Ende nicht so sehr fragen, was wir alles gemacht haben, sondern mehr, wie wir es gemacht haben, in welchem Geist und in welcher Gesinnung. Aber das ist nur meine private Eschatologie und beansprucht keine bischöfliche Lehrautorität.

Gerade für dieses Gefühl der Familiaritas im Glauben spielt die Ebene der grö-

ßeren Ortskirche eine wichtige Rolle. Oftmals ist die Pfarrei, besonders die kleine Pfarrei, nicht in der Lage, jeden Christen in das kirchliche Leben, in den „Austausch des Glaubens und der Liebe“ so einzubeziehen, wie es eigentlich notwendig wäre. Manche unserer katholischen Lehrer und Lehrerinnen zum Beispiel haben bei uns in den DDR-Zeiten im Glauben nur durchgehalten, weil sie über die Pfarrgemeinde hinaus einen Zusammenhalt hatten in den Berufskursen unserer Bildungshäuser, die eben nicht nur im Glaubenswissen und für die weltanschauliche Auseinandersetzung zurüsteten, sondern eben auch den ganz persönlichen Austausch von Erfahrungen förderten und die Bildung fester Solidargemeinschaften, manchmal sogar Freundschaften, die dann ihrerseits ihre positiven Wirkungen im Glaubensalltag dieser besonders angefochtenen Christen hatten. Im Westen haben sicherlich zum Teil die katholischen Verbände eine solche Funktion, und ich erhoffe mir das jetzt auch als Frucht für deren neu einsetzendes Wirken im Osten. Aber eben dies meine ich mit der Glaubensfamiliarität innerhalb eines Bistums, die ja beispielsweise so und auf viele andere Weisen konkret werden muß.

Mancher kirchliche Verwaltungsmann mag hier ein wenig die Stirn runzeln und fragen: Ist das alles für ein Bistum wirklich so wichtig? Sollte man nicht nüchtern sagen: Bistümer sind vornehmlich Verwaltungseinheiten, und je größer sie sind, desto effektiver, nämlich kostensparender sind Verwaltungen einrichtbar? Ich weiß, daß dies ein ernster Einwand gegen kleinere Bistumseinheiten ist. Und wir im Osten müssen uns wirklich vorsehen, mit unseren Bistumsleitungen nicht die großen west- und süddeutschen Ordinariate kopieren zu wollen. Aber eben dies ist die Frage, die man wohl im Blick auf die Wünsche des Konzils nicht allein von der Verwaltungseffizienz her beantworten kann. Vorrang muß die Durchsetzung eines personalen Leitungsstils in einer Ortskirche haben, und dazu gehört die erfahrbare Präsenz des Bischofs, die Überschaubarkeit der Seelsorgsregionen, die Tuchfühlung der Geistlichen und der kirchlichen Mitarbeiter untereinander und mit ihrem Bischof, und nicht zuletzt: der Vorrang des Gesprächs vor dem Papier, die Betonung der Wichtigkeit der ehrenamtlichen Mitarbeit, die Selbstbescheidung in der Eigendarstellung kirchlichen Lebens und Wirkens und eine klare Gewichtung der Themen und Aktivitäten, die einer Ortskirche vorrangig aufgetragen sind.

Unserer Kirchenerfahrung im Osten ist schwer verständlich, wie die Kirche hier im Westen in ein solches Sperrfeuer der Kritik und Häme geraten konnte. Natürlich weiß ich auch eine Menge von Gründen zu nennen, die die Kirche heute für kritische Zeitgenossen, oder besser gesagt: für in Auswahl kritische Zeitgenossen obsolet erscheinen lassen. Ich meine: Hinter diesem oder jenem Einzelereignis, das derzeit lautstark kritisiert wird, steckt letztlich die Frage, ob Kirche im gewandelten Selbstverständnis der Zeit angemessene Formen der Partizipation aller Gläubigen an der Gestaltung des kirchlichen Lebens entwickeln kann. Für das Binnenklima einer Ortskirche ist wichtig, daß es vielfältige Formen partizipatorischen Handelns gibt; es ist wichtig, wie man beispielsweise mit strittigen Themen um-

geht und wo man diese einordnet. Die Mahnung Jesu im Evangelium: „Bei euch aber soll es nicht so sein“ (Lk 22, 26), die sich auf die Dienstbereitschaft der Jünger bezieht, müßte einmal neu auf die Streitkultur in unserer Kirche durchbuchstabiert werden. Ich weiß, daß dies angesichts eines weltanschaulich pluralistischen Gesellschaftsgefüges und so massiv meinungsbildender Medien nicht einfach ist. Aber der Versuch müßte gewagt werden, und ich meine, hier hätten kleinere ortskirchliche Einheiten bessere Chancen als große Bistumseinheiten, die schon allein aus soziologischen Gründen schwerfälliger agieren und reagieren können. Doch sind das schon Überlegungen, die weit über unser Thema hinausgehen und hier nur ange deutet werden können.

Bistum als Dienst- und Zeugnisgemeinschaft im Glauben

Wir sagten: Dort wird am ehesten Ortskirche für den einzelnen Gläubigen überzeugend, wo er sie als eine Gemeinschaft erlebt, die die großen Aufgaben, die der Kirche aufgetragen sind, beherzt und sachgerecht anpackt. In einer solchen Kirche könnte er sich wohl am ehesten beheimaten, sprich: sich selbst als tätiges Glied mit einbringen.

Ich will hier nur andeuten, in welche Richtung ich diesen Gedanken entfaltet wissen möchte. Der Grundauftrag kirchlichen Wirkens ist am besten in den Stichworten: Martyria, Leiturgia, Diakonia einzufangen. Eine Ortskirche muß so beschaffen sein, daß sie in der Lage ist, diesen Grundfunktionen einen hinreichenden und effizienten Ausdruck zu geben. Unter diesem Gesichtspunkt wäre dann das alles zu bedenken, was in „Christus Dominus“ Nr. 23 als Grundbedingung eines diözesanen Eigenlebens aufgezählt ist, etwa die hinreichende Zahl der Kleriker, die Ausstattung mit finanziellen Mitteln (eine sehr relative Größe, wenn man die Diözesen Deutschlands mit den zum Teil volkreichen Diözesen Lateinamerikas vergleicht) oder der geographische Zusammenhang des Diözesangebietes. Vor allem aber ist der Hinweis in Nr. 22 zu bedenken: „Wenn die Diözese ihr eigentliches Ziel erreichen soll, muß im Gottesvolk, das zur Diözese gehört, das Wesen der Kirche deutlich sichtbar werden.“ Oder mehr passiv ausgedrückt (ebd.): „muß (in ihr, nämlich der Diözese) dem Heil des Gottesvolkes so vollkommen wie nur möglich gedient werden können.“

Grundlegend ist zu sagen, daß die Kirche nicht um ihrer selbst willen existiert. Sie hat einen Auftrag, der weiter reicht, als sich selbst aufzuerbauen. Die Communion-Gestalt der Kirche erfordert Offenheit für den Heilsdienst an den Menschen, an der Welt. Das Wirken der Kirche zielt nicht auf eine von der übrigen Menschheit abgesonderten Gemeinschaft der Glaubenden, sondern auf ein Gottesvolk, das alle Menschen zu umfassen sucht. Die Kirche will nicht partikuläres, sondern universales Zeichen des Heils sein (vgl. „Lumen gentium“ Nr. 9).

Meine Sorge ist, ob dieser universale Charakter kirchlichen Wirkens in der Ortskirche von Thüringen aufleuchten kann, einer kleinen, von Sünde, Ängstlichkeit und teilweise Mutlosigkeit gekennzeichneten Diasporakirche, die zudem noch durch das Ärgernis der Kirchenspaltung in diesem umfassenden Auftrag behindert wird. Wie soll in ihrem Wirken aufleuchten, daß hier etwas angeboten wird, das dem Verlangen des Menschen nach Gemeinschaft, nach Teilhabe am Leben antwortet? Hier, an dieser Stelle setzen meine eigentlichen Bedenken ein, wenn ich überlege, ob wir in Thüringen und im Eichsfeld in der Lage sind, Kirche, das heißt Heilszeichen, *Sacramentum unitatis* für das Geheimnis der Einheit Gottes mit seiner Menschheit zu sein.

Was die Kirche geben kann, ist mehr, als jede irdische Gemeinschaft vermittelt. Sie will und kann Gemeinschaft, Teilhabe am Leben Gottes eröffnen, eine Gemeinschaft, die nicht mit dem Tod endet, wo ansonsten menschliche Gemeinschaft ihre unausweichliche Grenze findet. Eine Ortskirche wird sich darum fragen müssen, ob sie überzeugend in folgenden Grundaufgaben ist: Gott so zu verkünden, daß er als der aufleuchtet, der in Jesus Christus gnädig und voll Erbarmen an uns gehandelt hat (*Martyria*); diesen Gott anzubeten in Geist und Wahrheit, um ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt (*Leiturgia*); sich von Gott für die Brüder und Schwestern dienend in Beschlag nehmen zu lassen, um sich so seiner herablassenden Liebe zu uns Menschen anzugleichen (*Diakonia*).

Vor allem ist wichtig, den inneren Zusammenhang dieser Grundfunktionen kirchlichen Wirkens zu beachten. Dem von Gott ausgehenden Wort, der *viva vox evangelii*, antwortet der Glaube, der das ganze Leben vertrauensvoll auf Gott ausrichtet. Die Kirche muß dieser lebendigen Verkündigung dienen, die eben nicht nur eine reine Wortverkündigung ist, sondern auch Verkündigung im sakramentalen Handeln einschließt. Wer von sakramentaler „Versorgung“ der Gläubigen redet, sollte immer mitsagen, daß Sakramentenempfang und Sakramentenspendung Verkündigung ist, also eben gerade nicht ein quantitativ zu lösendes Problem von Angebot und Nachfrage. So sammelt das Wort Gottes die Kirche – und sendet sie zugleich zur Bezeugung dieses Wortes und seiner Weitergabe wieder aus. Ganz konkret gesprochen: Eine Kirche, die irgendwo nicht wächst und in den Raum des Unglaubens vorstößt, kann qualitativ nur schwer Ortskirche sein. Die neugetauften Erwachsenen sind die wichtigsten Kennzeichen der Lebendigkeit einer Ortskirche, auch wenn diese die Pflicht hat, an manchen Stellen Gläubige im guten Sinne „nur“ zu „versorgen“.

Dem so antwortenden Glauben korrespondiert aber ebenso die hingabebereite Anbetung Gottes, also der „Gottesdienst“ als Leiturgia im weitesten Sinn, angefangen vom liturgischen Gottesdienst bis hin zum Gottesdienst im Alltag und der Selbstingabe des eigenen Lebens nach Röm 12, 1 (vgl. Phil 2, 17). Solche Hingabe wird ja meist nicht in *toto*, sondern gleichsam scheibchenweise von uns verlangt. Auch diese Aufgabe der Kirche, als ganze und in ihren Gliedern, etwa auch in

Ordenskonventen und geistlichen Gemeinschaften, aber auch als je einzelne wie etwa der Priester in seinem Breviergebet, die unaufhörliche Anbetung Gottes zu vollziehen, auch diese Aufgabe sammelt das Gottesvolk – und sendet es neu aus, von der Liebe Christi gedrängt, zu den Menschenbrüdern zu gehen.

So gehört die Diakonia als gleichwertige, Glaube und anbetende Liebe durchdringende Dimension zum Grundauftrag der Kirche. Eine Kirche ohne den Dienst der „Fußwaschung“ wäre ihrer innersten Seele beraubt. Die in Christus sich entäußernde Liebe des Vaters drängt danach, sich in den Werken der Liebe fortzusetzen, ohne die der Glaube eine hohle Phrase und die Anbetung Flucht aus der Verantwortung wäre.

Mir liegt daran aufzuzeigen, daß alle drei Dimensionen kirchlichen Wirkens in einer inneren Gleichgewichtigkeit und abgewogenen Zuordnung zueinander stehen müssen. Die Verkündigung muß aus der Anbetung kommen, und beide müssen gleicherweise zur dienenden Liebe ermutigen, wie andererseits von dieser Liebe her Glaubwürdigkeit erlangen. Uns hat in Thüringen in der Vergangenheit zum Beispiel sehr geholfen, daß wir relativ viele karitative Einrichtungen unterhalten konnten, in denen wir meist auch nichtgetauften Menschen dienen konnten – eben nicht nur mit Apparaten, sondern durch Menschen, die sich dem Geist Christi verpflichtet wußten. Solche Menschen zu haben ist wichtiger als moderne Krankenhäuser und Altersheime mit Sonderausstattung.

Es wäre einmal interessant zu fragen, warum heutzutage die Verkündigung der Kirche so wenig überzeugend ist. Sicher fehlt der Kirche nicht die intellektuelle Durchdringung der Glaubenslehre. Auch mangelt es nicht am methodischen Einfallsreichtum der Prediger oder deren Eloquenz. Vielleicht werden wir als Kirche so wenig gehört, weil unsere Verkündigung nicht aus der Anbetung kommt und nicht von der selbstlosen Diakonie an den Menschen kommentiert wird.

Auch hier könnten wir aus unserer kirchlichen Vergangenheit manche kostbare Erfahrung geistlicher Art in den gemeinsamen Weg der nun geeinten deutschen Kirche mit einbringen. Gerade die Erfahrung, solchen Dienst gleichsam anonym, ohne sonderliche gesellschaftliche Anerkennung leisten zu müssen, gesellt sehr tief und nachdrücklich der Gesinnung Christi zu. Hier sehe ich, zugegeben nur hie und da, aber doch unübersehbar, in unseren Gemeinden eine Spiritualität aufblitzen, die weiß, daß es beim Weltdienst in der Art Christi nicht um Anerkennung und Selbstdarstellung geht, sondern um ein „Verbrauchtwerden“, das freilich einer freien und bewußten Selbstingabe entspringt.

Mancher Katholik sieht darum seine Jahre in der DDR nicht als verlorene Jahre an, selbst wenn diese ihm berufliche Karriere und gesellschaftlichen Aufstieg unmöglich gemacht haben. Sauerteig zu sein, ohne selbst sauer zu werden, ist wohl die beste Kennzeichnung eines Christseins, das sich in der Nachfolge Christi aller Sorge um sich selbst entledigt hat. Aber das ist Gnade, nichts als Gnade.

Im Blick auf unser Thema wäre es wichtig, zu fragen, ob sich in einer Ortskirche

hinreichende spirituelle Kräfte finden, in dieser Art Kirche präsent werden zu lassen. Kirche muß als Dienst- und Zeugnismgemeinschaft für die Öffentlichkeit in den Blick treten können. Sie muß glaubhaft sein, wenn sie betet, wenn sie von Gott spricht und wenn sie sich zum Dienen niederkniet. Vermutlich kommt diese Glaubwürdigkeit gerade dann zustande, wenn sie alles drei in ihren Gliedern, den Priestern, Ordensleuten und Weltchristen, gleichzeitig tut. Daran mißt sich, ob ein Bistum Heimat für den Christen sein kann.

ANMERKUNGEN

¹ W. Kasper, Kirche als communio. Überlegungen zur ekklesiologischen Leitidee des II. Vatikanischen Konzils, in: ders., Theologie und Kirche (Mainz 1987) 272–289, bes. 280ff.

² J. Wanke, Glaubenserfahrungen aus der Zeit des DDR-Sozialismus. Innenansichten einer Diasporakirche, in: *Lebendiges Zeugnis* 47 (1992) 85–94.